

Wenn wir, die Kinder unserer modernen, raschlebigen, materiellen Zeit, die ehrwürdigen Gestalten unserer betagten Großväter und Großmütter betrachten, wenn wir ihren Gesichten aus der guten, alten Zeit lauschen, ihre Anschauungen und Empfindungen ausprechen hören, so scheint es uns zuweilen, als ob eine Märchenwelt verflunken sei, aus welcher diese alten Leute in unsere heutige, ihnen fremde Welt hineinverlegt seien.

Wir können uns kaum denken, daß diese romantischen Gesichter und Begehrenheiten, in deren Erinnerung sie sich mit wehmüthigen Vergnügen zu versetzen pflegen, sich wirklich ereignet haben, sondern wir glauben Märchen zu hören, deren köstlicher Zauber uns wie eine einfache Melodie in einem traumhaften Zustand versetzt. Ich erinnere mich stets mit Freude jener Abende beim flackernden Kaminfeuer oder in der weinmüthigen Veranda, wo unser Großvater uns aus seiner bewegten Jugendzeit erzählte.

Er betonte dann häufig den Gegensatz zwischen der idealen Zeit von ehemals und den heutigen materiellen Anschauungen, wobei er, schmerzlich lächelnd, einen Seufzer auszuhauchen pflegte. „Ja, ja, meine ich, bedächtig sein graues Haar wiegend, wenn man heutzutage eine Geschichte lesen würde, welche eure alte Tante, meine Schwester und deren Mann erlebt haben, so würde man vielleicht über den Phantasien spötteln, der so unanständige Dinge erkennen konnte. Es ist freilich nur eine ganz einfache Geschichte, weder pikant noch aufregend, wie das der heutige Geschmack erfordert, aber für mich hat die Geschichte etwas Rührendes!“

So sagte der alte Mann, als wir in noch später Stunde auf der Veranda saßen. Es war ein lauter, dusterfüllter Mai-Abend, der Vorabend des Pfingstfestes. Ueber dem Fluße, der sich durch den Garten schlängelte, schwebte der Mond; die meisten Blütenbäume trauten, phantastisch beleuchtet, aus dem Dunkel hervor und schwarz zog sich das Gebüsch am Rande des Ufers entlang. Die mächtigen Ulmen und Linden schienen bis an den Sternenhimmel emporzuragen, und in ihren grünen Zweigen schlug eine Nachtigall.

An einem ebenso traumhaften Pfingstvorabend, wie der heutige ist, fuhr mein Großvater fort, begann die Geschichte meiner Schwester; an einem solchen Abende, dessen schwermüthige Poetik doppelt geeignet ist, die Herzen zu bewegen und die Gefühle der Leidenschaft höher zu schwellen, hatte sie sich mit eurem Onkel, einem damals stattlichen jungen Manne, verlobt. Dieser war mein Freund, der Sohn eines Oberförsters, und erst Forstreferendar.

Ich sehe noch heute das glückselige Gesicht meiner Schwester, als sie mit dem jungen Burken den Gartenweg entlang in unsere Laube kam, wo ich neben meinen Eltern saß. Es erschien den letzteren nicht auffällig, daß die beiden miteinander dahergelassenen Tanten: Rudolph sprach häufig nach dem Abendbrot bei uns vor und plauderte noch ein Stündchen mit uns, oder holte mich auch wohl zu einer Regelpartie ab. Ich aber, der schon lange die heimliche Neigung der Beiden zu einander wußte, sah mit einem Blide, den Rudolph mir nie lagend erwiderte, daß das entscheidende Wort gesprochen war. Sie sehten sich zu uns in die Laube, und ich wunderte mich im Stillen über die Arglosigkeit meiner Eltern, die nichts Besonderes bemerkten, obwohl meine Schwester sich auffällig stumm verhielt und Rudolph ziemlich gestrenge Antworten gab. Ich hielt es endlich für das Beste, diese Situation nicht zu verlängern und erlöste Rudolph unter irgend einem Vorwande, damit er mir sein volles Herz ausschütten konnte.

Ob meine Schwester meinen Eltern an jenem Abende ihr Glück noch geäußert hat, kann ich nicht berichten, jedenfalls aber erschien am Pfingstmontage Rudolph in seiner Staatsuniform und hielt um meiner Schwester Hand an. Meine Eltern empfingen aber den jungen Mann doch nicht so ganz überzujagt, wie wir geglaubt hatten; mein Vater murmelte etwas von „geheimer Sorge, die er längst gehabt habe, aber“, meinte er, „ich habe nichts dagegen einzumenden, daß der Bund geschlossen wird; ich kenne Sie nun seit langen Jahren und liebe Sie wie einen Sohn; verloben Sie sich mit Toni, aber ehe Sie heirathen, erringen Sie sich eine sichere, angenehme Stellung.“

Dah meine Eltern meiner Schwester kein Vermögen geben konnten, wußte Rudolph wohl. „Das ist auch mein fester Wille“, entgegnete er meinem Vater. „Ob mich freilich diese Karriere, die mein Vater für mich bestimmt hat, zu einem raschen Ziele führen wird, bezweifle ich; Jahre können vergehen, ehe ich soweit sein werde, und ein Heim zu gründen — vielleicht wäre ich in einem anderen Beruf schneller zu etwas gekommen.“

„Ihr seid ja Beide noch jung“, meinte mein Vater; „es hat am Ende nicht solche Eile mit dem Heirathen, wenn Ihr nur treu zu einander haltet!“ So feierten wir an jenem Pfingstsonntag frohliche Verlobung. Das junge Paar gab sich ganz der Wonne des ersten Liebesglüdes hin, und keiner von Beiden ließ sich durch sorgenvolle

Gedanken an die Zukunft eine der süßen Stunden verbittern. Das war das erste Pfingstfest, welches ihnen seine ganze Fülle von Sonnenstrahlen und Hoffnungsblüthen beschwenderisch spendete.

Ein paar Jahre später jedoch war ihnen schon bewußt, daß das Licht auch breite Schatten warf. Die anfängliche frohliche Zueignung Rudolphs, der ein Stürmer und Dränger war, wich mehr und mehr einer wachsenden Ungebuld. Er grübelte mit seiner Karriere, deren Langsamkeit ihm beklügender Temperament auf eine immer schmerzlichere Probe stellte; die Zeit, bis er Toni endlich würde betrachten können, schien ihm in eine fast unerreichbare Ferne gerückt. Schon lange trug er den Plan mit sich herum, umzufahren, einen andern Beruf zu ergreifen, der ihm schneller zu einer sicheren Existenz führen würde; sein Vater — das wußte er, würde schließlich nichts dagegen haben; er war der einzige Sohn und hatte von jeder viel freien Willen gehabt.

Und richtig! Soviel Toni mit ihrer langsamsten Festigkeit ihr auch zur Geduld ermüdete, so oft sie ihn tröstete und ihm versicherte, daß das Warten auf die Heirath ihr keinen Kummer bereite, sah Rudolph dennoch den festen Entschluß, den grünen Rod abzulegen und Landwirth zu werden. Mit diesem Entschlusse trat er abermals vor meinen Vater.

Die Toni schlüpfte bitterlich, als er sagte, daß er auf drei Jahre nach V. auf die landwirthschaftliche Schule gehen müsse. „Dann habe ich doch wenigstens in etwa vier bis fünf Jahren die sichere Aussicht, Dich heimzuführen zu können“, tröstete er dann das weinende Mädchen. „Auch mein Vater möchte ein beglücktes Geschick. Fünf Jahre der Trennung“, sagte er ernst, „find eine lange Zeit!“

Aber die sichere Aussicht auf ein bestimmtes Ziel und die Vereinigung für das Leben wird uns dafür entschädigen!“ rief Rudolph warm; „während wir, wenn ich im Fortschaff bleibe, noch mindestens zehn Jahre warten müßten!“ Es gelang ihm auch endlich, seine Braut zu trösten und zu überzeugen. Sie liebte ihn so tief und besch ein so unerlöschliches Vertrauen zu ihm, daß sie Alles quiblie, was er für das Beste hielt. Sie gehörte zu den Naturen, deren Herz sich nur ein einziges Mal einem Manne hingibt, und die dieser einzigen Neigung, allen Ereignissen zum Trost, treu bleiben bis in den Tod. Mein Vater kannte Toni genugsam, um dies von ihr zu wissen. In seinem aufmalenden Vatergefühle und seiner Vaterzorgigkeit er den jungen Mann bei Seite und legte ihm nun dringend an's Herz, seinem Rinde die Treue zu bewahren; er selbst hat mir dies später erzählt.

Am dritten Pfingstfesttage wollte Rudolph fort. In der Abschiedsstunde, die schnell genug heranrückte, hörte ich, wie der alte Mann zu Rudolph, dessen beide Hände er gefaßt hatte, mit einem Tone sagte, der mir tief zu Herzen ging: „Bringen Sie mich nicht in die Grube!“

Auch Rudolph war von diesen wachsenden Worten tief ergriffen. Er umarmte den Vater, presste Toni noch einmal bestig an seine Brust und küßte sich dann in die gelbe Postkutsche, die ihn in die blühende Welt hinausgeführt. Meine Schwester ging auf einen Hügel im Garten und schaute dem dahinstreichenden Wagen lange nach, bis derselbe ihren Blicken entschwunden war. Als ich an ihr vorüberging und mich unbemerkt entfernen wollte, sah sie sich nach mir um und warf sich mit herberdrückenden Gefühlen an meinen Hals.

„Mir ist, als ob ich ihn verloren hätte!“ sagte sie dann mit erstickter Stimme. Ihr müßt Euch über einen solchen Ausbruch von Trauer nicht wundern, der in unseren Tagen, wo man sich so schnell erreichen kann, überhörtet erscheinen würde; damals aber, wo es noch keine Eisenbahnen gab, bedeutete eine Reise nach einer Stadt wie V. . . . fast mehr, als eine heutige Ueberfliegung nach Amerika. Es war demnach schwerlich daran zu denken, daß die Liebenden sich vor Ablauf mehrerer Jahre wiedersehen würden.

Ein paar Jahre vergingen, während deren sich in unserem weltabgeschnittenen Städtchen das Rad der Zeit in gleichmäßiger Ereignislosigkeit in seinem Geleise gedreht hatte. Ich schnürte dann auch mein Bündel und zog in die Welt, so daß ich den Freunden und Liebenden meiner Heimath entrückt wurde. Mit meiner Schwester wechselte ich zuweilen ausführliche Briefe; gegen mich sprach sie sich stets ganz rückhaltlos aus. Anfangs lang in ihren Briefen nur Sehnsucht und die trostliche Hoffnung auf die Zukunft; aber allmählich las ich eine bange Sorge, eine Bedrücktheit zwischen den Zeilen, die sie nicht mit Worten ausdrückte, aber die ich trotzdem herausfahle.

Eines Tages schrieb sie: „Rudolph's Vater ist plötzlich gestorben; ich hoffe, er wird kommen, aber ich habe mich getäuscht. Das traurige Ereigniß kam wohl zu unerwartet, und ohne zwingenden Grund wird er die weite Reise nicht machen können.“

Was ich aus ihren folgenden Briefen erfuhr, war nicht derauf, daß er mich frohlich himmen konnte. Von dem

Trauerfalle an, der Rudolph betroffen hatte, wurden seine Briefe immer leutlicher und leutlicher und blieben endlich aus.

Viernmal war das Pfingstfest über die Erde gezogen, seit er Abschied genommen hatte, zwei Jahre seit dem Tode seines Vaters verfloßen, und fast ebensoviele Jahre war er für uns wie verstorben. Und als ich endlich nach einer mehrjährigen Abwesenheit auf längere Zeit zum Besuch in meine Heimath kam, fand ich die Meinigen in keiner frohen Stimmung. Nur meine Schwester, deren einstündige Wangen freilich bleicher und schmaler geworden waren und deren sorgloses Kinderlachen verschwunden war, hatte ihr festes Vertrauen auf Rudolph nicht verloren, obwohl Monat auf Monat verging, ohne daß die geringste Nachricht von ihm eintraf.

Meine Eltern, besonders die Mutter, gaben sich die größte Mühe, Toni von Rudolph's Treulosigkeit zu überzeugen. Es war rührend, mit welchem Ernste und welcher Festigkeit das sonste Geschöpf jedes Mal die Vorstellungen meiner Eltern abgelehrt hatte.

„Ich vertraue ihm dennoch“, beharrte sie. „Nur mich zog sie zuweilen bei Seite, und mit lebendem Blide fragte sie mich: „Nicht wahr, Du glaubst auch, daß er wiederkommt?“ Was sollte ich ihr antworten!“

Ob mir ich Zeuge heiliger Scenen, die mir Toni's wegen jedes Mal einen Stich in's Herz gaben. Es blieb natürlich nicht aus, daß andere junge Männer sich um die Hand meiner Schwester bewarben, denn die Verlobung mit Rudolph hielt man für eine längst abgethane Kinderlei.

Toni aber schlug jeden Antrag aus. Rummervoll seufzte mein Vater jedes Mal zu der Weigerung Toni's, und meine Mutter, die sehr heftiger Natur war, machte dem armen Madel die bittersten Vorwürfe, nannte sie harnischig und verbot, und wiederholte ihre Behauptung, daß Toni mit ihrer überhöhten Hoffnung auf die Wiederkehr ihres Liebsten ihren alten Eltern solchen Gram und Sorgen bereite.

Als unter diesen traurigen Umständen nun auch das fünfte und letzte Jahr verstrich, ohne daß die geringste Nachricht von Rudolph kam, endlich sah Toni endlich, das elterliche Haus zu verlassen und bei einer Familie in C. . . . einen Stelle zur Stütze der Hausfrau einzunehmen.

Wie sie mir in einem traurigen, resignirten Briefe schrieb, habe sie diesen Entschluß gefaßt, um den Eltern nicht ein ihres Aergerniß zu bereiten, wozu sie durch ihre Entfernung doch weniger Anlaß gabe, auch fühle sie das Bedürfnis, in angestrengter Arbeit ihre trüben Gedanken zu vergeßen.

Ich übergehe nun einen Zeitraum von vielen Jahren. Pfingsten fand wieder vor der Thüre, das fünfzehnte Pfingstfest welches seit jener glückseligen Verlobung die Erde geküßt hatte. Wie anders war aber alles gekommen, als wir damals gehofft hatten!

Ich war zu meinen alten Eltern geehrt, um das Fest mit ihnen zu verleben; zu meiner frohen Ueberzeugung fand ich auch Toni zu Hause, die ebenfals auf kurze Zeit von C. herübergekommen war. Am Vorabend des Pfingstfestes sah ich mit Toni wieder in unserer alten Laube, und wir tauschten unsere Erinnerungen aus.

Toni war noch immer eine sehr reizvolle Erscheinung, obwohl sie jetzt verblüht war; aber gerade dieser wehmüthige Zug um ihren Mund, diese sanfte Trauer in ihren Augen verlieh ihrem Gesicht etwas eigenartig Anziehendes.

„Weißt Du noch“, sagte sie plötzlich, „ein edles schön's Frühlingsabend vor Pfingsten, wie heute, war es damals — gerade so schimmerten die Blütenbäume und spiegelte der Mond im Wasser — vor fünfzehn Jahren!“ Sie fluchte, und ein Seufzer hob ihre Brust. „Glaubst Du denn“, flammelte sie, „daß er — daß er —“

Ich wußte, was sie aussprechen wollte, doch vermochte ich ihr nichts zu entgegenen. Was sollte ich ihr antworten? Womit sie trösten? Hatte ich doch selbst keinen Glauben mehr an Rudolph.

Wir saßen noch bis Mitternacht zusammen und konnten kein Ende finden, uns von der Vergangenheit zu erzählen und unsere Gedanken und Empfindungen auszutauschen. Ich, der meiner Schwester gewiß an Weltweisheit überlegen war, muß gestehen, daß ich im Punkte der Philosophie weit hinter diesem einfachen Mädchen zurückstand. Welch eine gesunde Frische der Empfindung hatte sie sich trotz allem und allem bewahrt! Wie frei von jeder Sentimentalität lang ihr einfaches, mit Festigkeit gesprochenes Geständniß: „Ich habe meinen Glauben an Rudolph nicht verloren, und wenn Ihr alle ihn verdammt!“

Nun, und ahnt Ihr, wie es kam? Die treue Seele sollte wirklich Recht behalten — nach fünfzehn Jahren unanwendbaren Vertrauens, unentwegter Hoffnung auf den einzig Geliebten sollte sie belohnt werden mit dem Glüde des Wiedersehens — der Wiedervereinigung für's Leben.

Wir kamen aus dem Pfingstfestessen und wandelten unter lauter Blüthen, im Sonnenglanz und Frühlingsduft unserm Hause zu. Toni ging uns etwas voraus, da sie noch dem Sonn-

tagsstrahlen sehen wollte, meine Eltern und ich folgten ihr langsam durch den Garten in's Haus. Da wurden wir bis in's Mark getroffen durch einen ausstehenden Pfingstwind, der uns ausstieß und hundert Jahre alt werden, so konnte ich diesen Ausdruck von Erschütterung nicht vergeßen!

Und als wir behärgt in's Zimmer eilten, lag Toni schluchzend und jubelnd in den Armen des wiedergekehrten Bräutigams!

Sprachlos blieben wir in der Thür stehen, und es war uns, als sei eine Vision vor unseren Blicken aufgetaucht, die unsere Sinne verwirrte. Mein alter Vater wandte sich endlich ab, um seine aufwühlenden Thränen zu verbergen.

Es gab dann eine allgemeine Aufregung, ein Begrüßen, Händeschütteln ohne Ende.

„Ich hab' es ja gemußt!“ rief Toni mit zitternder Stimme; ich kannte ihn ja! Er mußte wiederkommen!“ Bei ihr schienen diese ganzen fünfzehn Jahre sehnlichstollen, vergeßlichen Hartens, der Ungewißheit, der Trauer, verflunken zu sein in diesem einzigen Augenblicke höchster Glückseligkeit. Nicht der leiseste Zweifel trübte ihre Wonne, keine Frage kam über ihre Lippen, mit vollem Vertrauen gab sie sich ihm hin, als er seine Arme nach ihr ausstreckte.

Rudolph's Erscheinung war kraftvoll und männlich geworden; seine gebräunten Züge trugen das Gepräge eines bewegten, mühevollen Lebens voll Kampf und Sturm. Aber sein Auge blühte klar und frei, wie einst, als der heilblühende Jüngling in die Welt hinauszog. Meine alten Eltern und ich aber konnten uns begreiflicherweise nicht über einen ungetrübten frohen Gesichte hingeben, bis Rudolph die Gründe seines Verschwindens erzählt und gerechtfertigt hatte.

Ich will Euch mit der weitschweifigen Schilderung seiner Irrfahrten und Kämpfe verzeihen. Er hatte sich tüchtig mit dem Leben herumgeschlagen müssen, bis er den Hafen erreichte, wo er jetzt endlich eingelaufen war. Was er sich als jugendlichen Heißsporn im Fluge hatte erkühnen wollen, das hatte er sich mühsam erobern müssen, und jetzt erst konnte er daran denken, Toni ein Heim und eine sichere Erziehung zu schaffen. Nach dem Tode seines Vaters nämlich, als er in V. auf der landwirthschaftlichen Schule war, erwartete er, in den Besitz eines wenn auch nur kleinen, so doch eines Vermögens zu gelangen, welches ihm seine Studien und endlich den Anlauf eines kleinen Landgutes ermöglichte.

Ich will meinen Vater, so erzählte Rudolph selbst, „nicht im Grabe noch beschuldigen, aber er hätte mich nicht in dem Glauben lassen sollen, er sei ein wohlhabender Mann, besonders seit er wußte, daß ich für meine Zukunft nicht mehr allein verantwortlich war. Um es kurz zu sagen — er hinterließ mir keinen Pfennig — nur Schulden, für deren Deckung ich mir eine Summe leihen mußte, welche ich jetzt erst abzahlen konnte.“

Meine Stimmung damals war verzweifelt, denn ich sah unsere Zukunft verlicht. Mein erster, bestiger Entschluß war, Euch alles zu schreiben, Toni ihr Wort zurückzugeben, weil ich keine Möglichkeit sah, uns eine Erziehung zu gründen. Die landwirthschaftliche Schule mußte ich sofort verlassen und zu irgend einer Stellung greifen, die sich mir bot, um wenigstens von der Hand in den Mund zu leben. Wie oft legte ich mich schweren Herzens nieder, um Dir zu schreiben, Toni, und wenn ich eben begonnen hatte, tauchte Dein liebes Gesicht vor mir auf, ich sah Deine treuen Augen in Thränen — dann riß ich in bitterem Unmuth den Bogen entwei und warf die Feder fort.

Und wenn ich Dich weniger gekannt hätte, wenn ich nicht gewußt hätte, daß ich Dir mit einem solchen Briefe das Herz brechen würde, dann hätten mir die warnenden Worte Deines Vaters diese Gewisheit gegeben: Bringen Sie mich nicht in die Grube. — So schrieb ich garricht; denn hoffnungslos verlor ich doch nicht zu schreiben. Wohin hätte das auch geführt! Es war ja so völlig ausgeschlossen geworden, daß wir einander angehören konnten: Und wenn ich schweigend gab ich Toni wenigstens ihre freie Entscheidung über ihre Zukunft zurück. Sie konnte dann an mir festhalten, wenn sie den Willen hatte, aber es wäre auch kein Unrecht gewesen, wenn sie einem Andern ihre Hand gereicht hätte. Es blieb mir nichts anderes übrig: es darauf ankommen zu lassen, oder ihr mit dürren Worten zu schreiben, wie trostlos die Dinge sich gehalten hatten. — Wie es in mir ausfiel, davon will ich gar nicht reden. Mein Schmerz drohte mich zuweilen zu erstickn.

Tennoch mußte ich Gott danken, daß ich durch Vermittelung eines Bekannten an der polnischen Grenze in einer öden, trüblichen Gegend eine Stellung als Aufseher auf einem Gute bekommen hatte, wo mir ein Gehalt zu theil wurde, das eben meine Bedürfnisse deckte. Dort blieb ich lange Jahre, ohne auch nur einen Schritt höher zu steigen; ich hatte ja nicht fertig studirt, besaß keine Zeugnisse, folglich war ich untauglich zu einem höheren Posten.

Ich hätte zusehn werden können, wenn ich mich nicht dachte, daß ich unter-

geordnete Stellung in dieser öden Fremde meine erträumte Zukunft bedeuten sollte, die ich mir hatte erhoffen wollen!

Und jedes Mal zu Pfingsten, dem Gedächtnistage unserer Verlobung, erfaßte mich ein noch brennenderes Heimweh als sonst, dann empfand ich mit noch wilderem Zorn, daß mir die Fingel zu kräftigen Thaten durch die Gewalt der Verhältnisse gelähmt waren.

Schließlich riß mir die Geduld; ich vermochte nicht mehr, stille zu halten; es gährte in mir und trieb mich von neuem, den Kampf um meine Existenz aufzunehmen.

Und wieder vergingen mehrere Jahre, in denen ich mich überall herumgeschlagen mußte: von Nord nach Süd, von Ost nach West, von einer Stellung zur andern, immer müthloser, immer verzweifelter. Ich hatte das letzte Resten Hoffnung aufgegeben, Da, Toni, jemals die Reine nennen zu können. Und wenn ich Deiner gedachte, wenn ich mir vorstellte, was Du um meinetwillen gelitten haben müßtest — daß ich in Deinen Augen sicherlich als ein Treulofer da stand — zerriß mir fast das Herz.

Konnt Ihr Euch nun vorstellen, mit welchen Gefühlen ich heute zurückkehrte endlich unabhängig — endlich am Ziele meines letzten Strebens? Ich war während der letzten paar Jahre auf den Gütern des Grafen A. in Pommern und füllte dort jeden Pflanztag, der sich mir gerade bot. Der Vermalter und Rentmeister des Grafen war alt und fränklisch und vom Grafen nur aus Pietät in seiner Stellung gehalten. Ich wurde bald dessen rechte Hand und ebenfalls gelang es mir, die Gunst und das Vertrauen des Grafen allmählich zu erwerben.

Und als der betagte Rentmeister das Ziel segnete, legte der Graf mich an dessen Stelle.

Mein einziger Gedanke in dem ersten Laumel meines Glückes warst Du, Toni. Jetzt wollte ich Dich holen, jetzt konnte ich Dir alles bieten, ein behagliches Heim und eine sichere Zukunft.

Dann aber fiel es mir wie ein Stein auf die Seele: Wenn Du mich etwa längere vergehen läßtst, oder wenn Du dem scheinbar Treuloßen Deine Verzeihung verweigern würdest? — Oder — was das Ärgste war — wenn Du eines Andern Frau geworden wärest! Almächtiger Gott! das war nicht auszuhalten! Es waren bis zum Pfingstfest nur noch wenige Wochen, bis dahin mußte ich mich gedulden, denn ich konnte nicht gleich abkommen, um zu Dir zu eilen.

Zwischen Furcht und Hoffnung schwebend reiste ich endlich zu Euch — aber die Hoffnung war mächtiger, als die Furcht.

„Und sie hat mich nicht betrogen!“ schloß er mit leuchtendem Blick auf Toni.

Diese sah mit verstärktem Ausdruck zu ihm auf. Sie erklammte mit einem Male verjüngt durch das gewaltige Glück, das Gott ihr, wieder zu Pfingsten gemeldet hatte, dieses Mal, um es ihr niemandem zu entreißen.

Und in der alten Laube am Wasser, der Zeugin vieler froher und traurigen Stunden, saßen wir endlich in froher Stimmung wieder beisammen, wie einst an jenem Pfingstfest; und das wieder vereinte liebende Paar redete von der Hoffnung und der Liebe, wie einst im Mai. —

Ein nächtliches Abenteuer.

Erzählung von John Seddon.

Vor mehreren Jahren verbrachte ich einige Zeit in London. Auf meinem Wege in's Drury Lane Theater wurde meine Aufmerksamkeit durch einen hinfalligen Greis erregt, der bebend vor Frost unter einem Hausthore lauerte und mit flehenden Blicken um ein Almosen bot.

Alter und Gedrücktheit weckten von jeder Mitleid in meiner Brust. „Sie scheinen mir wirklich recht äbel daran zu sein“, sagte ich theilnehmend, meine Worte liehnd.

„Ach Herr, Sie können sich gar keinen Begriff von meinem Elende machen“, jammerte der alte Mann. „Arbeiten kann ich nicht mehr, würde aber trotzdem lieber verhungern als betteln, wäre nicht mein armes, krankes Entfind, für das ich leben und sorgen muß.“

Ich ließ den Schilling, welchen ich bereits meinem Portemonnaie entnommen hatte, wieder zurückfallen. Derbeten die Angaben auf Wahrheit, so erschien mir die Gabe zu gering, andererseits aber wollte ich nicht der Gesoppte eines Schwunders werden.

Der Bettler machte meine Gedanken errathen haben, denn er sagte: „Sie scheinen meinen Worten keinen Glauben zu schenken, doch können Sie sich überzeugen, wenn der Umweg einer Viertelstunde Ihnen Nichts verschlägt.“ Ein Blick auf meinen Chronometer belehrte mich, daß mir bis zum Beginn der Vorstellung fast eine volle Stunde zur Verfügung blieb. „Gut“, erwiderte ich, „führen Sie mich.“

„Ich habe mich also getäuscht!“ rief ich entsetzt. „Was soll das heißen?“

„Einfach, das ich Sie bitten möchte, mir Ihre Uhr zu leihen, weil sich die meine eben in Reparatur befindet“, erwiderte der Bursche frech.

„Geben Sie sonst noch etwa einen Wunsch?“ fragte ich spöttlich, im Inneren aber müthig, auf diese alberne Weise in die Falle gegangen zu sein.

„Allerdings“, sagte der Gauner, freudlich grinsend. „Meine Fonds in der Bank sind erschöpft. In Berücksichtigung der Lage, in welcher ich mich augenblicklich befinde, werden Sie sich gewiß nicht weigern, mir Ihre Börse zu leihen.“

„Sie sind ein niederträchtiger Schuft!“ schrie ich außer mir vor Zorn. „Lassen Sie mich hinaus!“

„Mit Vergnügen, sobald Sie meine bescheidenen Ansuchen erfüllt haben werden“, erwiderte der Mann mit unzerstörbarem Gleichmuth, indem er eine Pistole aus der Tasche zog. „Nehmen Sie Vernunft an, dann soll Ihnen kein Haar gekrümmt werden; bekahren Sie jedoch in Ihrer Weigerung, dann müßte ich bedauern, als Erbbschaft zu nehmen, was Sie mir zur Lebenszeit verlagten. . . . Und nun lassen Sie mich Ihre Meinung hören?“

Unbewußt, wie ich es war, blieb mir wohl kaum die Wahl einer Meinung. In diesem kritischen Augenblicke kam mir ein Gedanke. Durch meine schon in der Jugend erworbene Fertigkeit im Bauernhand, welche in Gesellschaften nicht selten zur Erbeiterung beigetragen hatte, erhoffte ich meine Rettung.

„Schurke!“ rief ich eine Stimme unmerklich hinter mir ertönen. Der Mann wandte sich erschrocken um. Mit der Schnelligkeit des Blühes verlegte ich ihm einen Faustschlag auf den Kopf und entriß ihm die Waffe.

„Nun ist die Reihe an mir“, rief ich triumphirend. „Defne die Thür, oder ich schiße Dich nieder!“

„Die Pistole ist ja gar nicht geladen“, lachte er gezwungen auf; die Geis jedoch, mit welcher er der auf ihn gerichteten Mündung auswich, bewies mir das Gegentheil.

Ich wiederholte gebieterisch meinen Befehl, und er gehorchte, vor Wuth mit den Zähnen knirschend. Rückwärts gehend verließ ich das Zimmer und stieg langsam die Treppe herab, jeden Augenblick bereit, Feuer zu geben, falls er mich folgen sollte. Er that es nicht.

Am nächsten Morgen erskaltete ich die Anzeige, die Polizei er fand nur vier taube Mäuse. Sie hielten indessen fest, daß der Mann Jack Chutins hieß und ein bekannter Gauner war.

Wenige Monate später hat ihn, wie ich in den Zeitungen las, sein Schicksal erreicht. Durch Anwendung des gleichen Mittels hatte er einen jungen Mann in die Falle gelockt. Dieser trug zufällig einen Revolver in der Tasche und schloß Jack Chutins nieder.

Ein phosphorescirender See.

Bei New Providence auf den Bahamas Inseln, zwei Meilen von der Provinzhaupstadt Nassau, giebt es ein künstlich angelegtes Wasserbecken, das zur Zucht von Seefischbröten und Fischen herbeiführt worden war. Es ist gegen 1000 Fuß lang und 200 bis 300 Fuß breit. Am Tage sieht das Becken wie jeder andere Teich aus, in der Nacht aber, und das ist die Zeit, wo ihm zahlreiche Besucher zuströmen, erzeugt die geringste Bewegung des Wassers ein hartes Leuchten desselben. Wird die Fläche vom Winde erregt, so erscheint der ganze Teich wie ein Feuermeer. An die Besucher vermiehet man deshalb Boote, und sobald die Ruder in's Wasser tauchen, scheinen sie von geschmolzenem Gold umflossen zu sein.

Bei dem Inhaber der Anlage hält sich ein junges Mädchen auf, die zur Verlebung der Zuschauer gegen geringe Entschädigung in's Wasser springt, darin umher schwimmt und untertaucht und dann von Flammen umgänget oder in brennendem Del zu lämpfen scheint.